

VADEMECUM

Forschungsstillstand

Hat die Wissenschaft zwischen Antike und Renaissance keine nennenswerten Fortschritte gemacht? Tatsächlich wurden in jener Zeit in Europa die ersten Universitäten gegründet, und gelegentlich erlebte die Wissenschaft sogar Blütezeiten, etwa während der Karolingischen Renaissance im Frühmittelalter. In den islamisch geprägten Ländern wurde zwischen dem 8. und 12. Jahrhundert von Chemie über Optik und Astronomie bis hin zu dem, was später einmal Biologie heißen würde, sehr produktiv Wissenschaft betrieben. Bagdad war in jener Zeit Welthauptstadt der Forschung. Die erste Theorie zur Evolution durch natürliche Selektion etwa stammt nicht von Darwin, sondern von Al-Jahiz aus dem 9. Jahrhundert. Vor allem aber haben die arabischen Forscher die Schriften der Gelehrten der griechischen Antike über die Zeiten hinweg tradiert, in denen im lateinischen Westen kaum jemand Griechisch lesen konnte. Die Wissenschaft der Renaissance wäre ohne all dies nicht denkbar gewesen. *rif*

Hexenjagd

Im Mittelalter habe die Kirche einen Genozid an Frauen verübt und mehr als neun Millionen Menschen wegen Hexerei ermorden lassen. An dieser noch immer weitverbreiteten Auffassung ist so ziemlich nichts wahr. Es gab keine anhaltende systematische Hexenverfolgung, sondern einzelne Wellen öffentlicher Hexenhysterie zwischen 1430 und 1780 mit schlimmen Höhepunkten in den 1580er und 1620er Jahren, also zu Zeiten, die nach keiner Definition zum Mittelalter zählen. Die Zahl der Opfer in diesen dreieinhalb Jahrhunderten dürfte modernen historischen Untersuchungen zufolge 50 000 nicht überschritten haben. Mindestens ein Viertel dieser Opfer waren Männer, zuweilen aus angesehenen Kreisen. In manchen Regionen wurden sogar mehr Männer als Frauen wegen Hexerei hingebracht. Überhaupt war es ein regional sehr unterschiedliches Phänomen. Die Hälfte aller Opfer gab es im politisch und konfessionell zersplitterten Deutschland. Dabei wütete der Hexenwahn in protestantischen Gegenden mindestens so schlimm wie in katholischen Gebieten Deutschlands. Im stramm katholischen Spanien dagegen sind nur 300 Fälle aktenkundig. Zuweilen verhinderte gerade die Inquisition die Ausbreitung des in ihren Augen abergläubischen Treibens, etwa 1608 im Baskenland, als ein Inquisitor 2000 Aussagen überprüfte und zu dem Schluss kam: „Es gab dort weder Hexen noch Verhexte, bevor darüber geredet oder geschrieben wurde.“ Auch der orthodoxe Osten blieb fast völlig von der Hysterie verschont. Die Gründe für die Hexenexzesse waren also weniger religiöse oder gar kirchliche, sondern soziale und politische: Wo eine mächtige Zentralregierung mit professionell organisierter Verwaltung herrschte, konnte die Hysterie nicht Fuß fassen. *UvR*

Hofnarren

War der Hofnar im Mittelalter stets ein lustiger Gesell? Keineswegs: In der Regel war er eine bedauernde Gestalt. Als Narren galten vor allem Menschen mit körperlichen und geistigen Behinderungen, die gesellschaftlich ganz unten angesiedelt waren. Der Narr galt als größter Gegensatz zum weisen, gerechten und gottesfürchtigen König. Durch seine Präsenz bei Hofe sollte der sittlichen Herrscherhandlung abgemahnt werden. Im ausgehenden Mittelalter rückte die Unterhaltung stärker in den Mittelpunkt, weshalb zunehmend Schauspieler engagiert wurden. Auch die waren trotz ihrer grundsätzlichen „Narrenfreiheit“ – dem Recht zur Kritik und Parodie – der Willkür ihrer Herren ausgesetzt und meist nicht hoch angesehen. *ico*



Auf den Grund gehen

Segeln wie die Wikinger: Im dänischen Roskilde können Besucher auf Museumsschiffen in See stechen.

VON JENNY NIEDERSTADT

ROSKILDE/DÄNEMARK. Die Kinder proben den Untergang: Stein um Stein häufen sie in das kleine Wikingerschiff, doch es will einfach nicht sinken. Erstaunlich, wie viel Auftrieb der Holzkahn hat, obwohl er nicht größer ist als ein DIN-A4-Blatt. Quer durch den Hafen von Roskilde flitzen die jungen Museumsbesucher, um noch mehr Kiesel heranzutragen, kippen die Brocken händeweise in das Boot, schieben sie schließlich bis knapp unter die Reling. Dann taucht das Miniaturschiff ab auf den Grund des Bassins.

Genauso sanken hier vor eintausend Jahren fünf Schiffe. Wikinger hackten ihre Masten ab und zerschlugen die Deckplanken, dann füllten sie schwere Steine in die Rumpfe. Zwei Frachtschiffe, ein Fischerboot und zwei Kriegsschiffe glitten so auf den Grund des Fjords. Sie waren keinem Überfall zum Opfer gefallen – die Wikinger zerstörten eigene, ausgediente Schiffe. Sie wollten so die Zufahrt zu ihrer Hauptstadt erschweren: Über Jahrhunderte hinweg blockierten die Wracks eine der beiden Fahrtrassen durch die Untiefen vor Roskilde. Erst 1962 bargen Archäologen das Sperrwerk am Meeresgrund. 20 000 Bruchstücke der Wikingerschiffe brachten sie an Land und setzten sie in einem gewaltigen Puzzlespiel zusammen. Heute stehen die Überreste als mächtige schwarze Skelette in einem Museum von Roskilde.

Besucher können dort etwas Einmaliges erleben: Sie sehen dabei zu, wie Archäologen und Bootsbauer die Geschichte der Wikinger immer wieder umschreiben. Denn in Roskilde werden nicht nur die aus dem Schlick geborgenen Wracks ausgestellt. Die Boote werden mittlerweile auch rekonstruiert – und stechen mit den Besuchern an Bord in See. Die einstündigen Segeltörns vermitteln ein unmittelbares Gefühl der Handwerkskunst der Wikinger, die zu ihrer Zeit unschlagbar schnelle und wendige Boote bauten.

Von Mai bis September starten täglich Touren im Fjord. Für Preben Sørensen, Sprecher des Museums, ein elementares Erlebnis: „Es ist ein großer Unterschied, ob ich die Schiffe nur ansehen darf oder sie auch anfassen kann und auf ihnen her-

umklettern darf.“ Auf den Törns werden die Museumsbesucher deshalb auch nicht gesegelt, sondern müssen selbst mit anpacken: das Schiff aus dem Hafen rudern, die Segel hissen, die Schotten dicht machen – alles unter Anleitung ausgebildeter Schiffsführer. „Danach ist das Gefühl für die Leistung der Wikinger ein ganz anderes.“

Doch auch die Archäologen des dänischen Museums profitieren von den Fahrten: Das Feedback der Schiffsführer, die alltäglichen Rückmeldungen aus der Praxis fließen direkt in ihre Arbeit ein. Denn die Bootsbauer der Museumsverft sitzen bereits an ihrem neuesten Projekt. Seit August rekonstruieren sie das kleinste der gefundenen Schiffe zum zweiten Mal. „Wir glauben, die ursprüngliche Form diesmal noch exakter darstellen zu können“, sagt der Chef der Bootswerft, Soren Nielsen.

Das erste Replikat der „Skuldelev 6“, so heißt das kleine Fischerboot, liegt bereits seit 1998 im Hafen vor Anker. Deutlich sichtbar ist dort, dass die Bordwand nachträglich durch eine zusätzliche Planke er-

worfen. So können heute zum Beispiel das Alter und die Herkunft des ursprünglich verwendeten Holzes exakt ermittelt werden. Und zur Überraschung des Teams stammt die „Skuldelev 6“ nicht aus Dänemark, sondern aus Norwegen: Noch heute steht am gewaltigen Sognefjord im Südwesten Norwegens eine Kirche, deren Dachbalken dieselbe Maserung wie das Schiff tragen.

Einige Teile von Boot und Gotteshaus müssen also aus demselben Baumstamm hergestellt worden sein. Genau dieses Holz wollte Nielsen für das neue Boot. Er fuhr deshalb an den Sognefjord und suchte in den dortigen Wäldern nach Kiefern, die ähnlich groß und stark gewachsen sind wie die vor eintausend Jahren. Auch eine weitere Frage entschied er in Norwegen: Die Ruderrollen der „Skuldelev 6“ sind nicht erhalten, über ihre Form konnten die Archäologen nur rätseln. Nielsen besuchte jetzt Wikinger Museen am Sognefjord und beschloss, dem neuen Nachbau das dort übliche Aussehen zu geben. „Natürlich können wir uns der originalen Form nur annähern“, sagt Nielsen. „Unsere Modelle bieten eine mögliche Antwort, nicht die richtige.“

Die experimentelle Forschung habe die Perspektive des gesamten Teams vollkommen verändert, sagt der Werftchef. Archäologen lernten auf einmal von Bootsbauern und Seglern. Denn auch wenn die Wracks im Museum so detailgenau wie möglich zusammengesetzt wurden – den Praktikern mussten sie nie bestehen. Die Nachbauten dagegen sollten seetauglich sein und entlarvten damit manchen Konstruktionsfehler der Archäologen; nun mussten die Fragmente nicht mehr nur zusammenpassen, sondern auch miteinander arbeiten können. Das wirft ganz neue Fragen auf: Wie wurde etwa das Holz bearbeitet, welche Werkzeuge benutzten die damaligen Bootsbauer? Sägen zum Beispiel setzten die Wikinger im Bootsbau nicht ein, sondern schlugen die Planken mit Äxten aus den Bäumen.

„Da waren wir anfangs ganz naiv und besorgten uns eine Axt aus dem Baumarkt“, sagt Nielsen. Erst als er bemerkte, dass die Spuren seiner Schläge im Holz ganz anders

aussahen als die am Originalrumpf, erkannte er, dass er anders geartetes Werkzeug benutzen und das Schlagen damit trainieren muss. Heute verwenden die Bootsbauer Äxte, die sie nach Grabungsfunden rekonstruiert und selbst gebaut haben. Auch andere Materialien stellt sich das Team eigen für die Arbeit an den Nachbauten her: Für das größte der fünf Schiffe, die „Havhingsten“, wurden 2007 alle Nägel in Handarbeit geschmiedet und die Seile aus Pferdehaar gedreht. Eine eigene Schafsherde lieferte Wolle für die Segel.

Er habe keine Berührungsängste mit moderner Technik, sagt Nielsen, wolle aber die Arbeitsmethoden der Wikinger so genau wie möglich verstehen. Deshalb verfeinert das Team sein Können so lange, bis es diese Technik beherrscht. „Dann aber gehen wir häufig zur heutigen Methode zurück, denn die ist natürlich meist effizienter.“ Die Planken für die „Skuldelev 6“ zum Beispiel schlägt Nielsen nicht mit der Axt aus dem Holz, das würde zu viel Zeit kosten und wäre auch ökologisch Unsinn: Mit der Wikingermethode gewinnt man aus einem Kiefernstamm gerade einmal zwei Planken. Das Holz schneidet er deshalb maschinell zu – allerdings außerhalb der Öffnungszeiten. Auch Bohrmaschinen und Nägel aus Stahl werden nur selten vor den Augen der Besucher genutzt. Nicht weil das Museum ihnen etwas vorspielen will, sondern weil es zeigen will, wie die damaligen Methoden funktioniert haben.

Vom Schiffsrumpf der neuen „Skuldelev 6“ trennt die Besucher nur ein Seil. Gerade passt ein Bootsbauer die erste Planke an den Kiel an und setzt sie mit hölzernen Schraubzwingen fest. Im Hintergrund schaukelt der ältere Nachbau des Schiffes am Kai. Und 50 Meter wei-

ter, im nüchternen Betonbau des Museums wird das Original auf seinem Kiesbett präsentiert.

Diese enge Verbindung von Museum, Werft und Hafen bietet kein anderes Museum so unmittelbar. Dennoch seien viele Besucher erst einmal enttäuscht, wenn sie auf das Gelände kommen, hat Nielsen beobachtet. Viele erwarten, hinter dem Kas-

Wikingermarkt? Das will man hier kein zweites Mal erleben – so etwas sei doch „eine einzige Lüge“.

senhäuschen ein Wikingerdorf zu betreten. Sie suchen die Schiffe mit den gewaltigen Drachenköpfen und den rot-weiß gestreiften Segeln. Und fragen die Mitarbeiter, warum sie keine Felle und Helme tragen. „Die Wikingerzeit ist emotional hoch aufgeladen“, sagt Nielsen, „jeder kommt hierher mit einem ganz bestimmten Bild darüber, wie sie denn waren, die echten Wikinger. Aber wir wollen uns nicht verkleiden, wir spielen nichts vor.“ Viel unmittelbarer seien doch die Schiffe hier im Museum: Die Scharten an den Wracks zeigen, wie die Nordmänner mit dem Holz arbeiteten, abgenutzte Riemen zeugen von der Kraft der Ruder. Und die Fahrten im Fjord erlauben eine Ahnung davon, wie die Boote damals durchs Wasser pflügten.

Vor einigen Jahren allerdings lud das Museum dann doch zum Wikingermarkt ein. „Das war furchtbar, von vorne bis hinten eine einzige Lüge, ein Zirkus“, erinnert sich Nielsen heute. „So etwas machen wir nie wieder. Bei uns treffen Neuzeitmenschen auf andere Neuzeitmenschen und erleben ein Stück Vergangenheit. Aber es bleibt ein moderner Blick, ein 2007er-Bild der Wikingerzeit.“

Immerhin: Das Museum hat zwei Boote, denen tatsächlich Drachenköpfe aufgesetzt werden können – ganz so, wie es auch die Wikinger taten.

Der Wille zur Authentizität reicht hier weit: Eine eigene Schafherde liefert die Wolle fürs Segel.

höht wurde. Die Wikinger wollten damit vermutlich mehr Laderaum schaffen. Jetzt will Nielsen die ursprüngliche Form nachbauen. Doch wie diese genau ausgesehen haben mag, ist in vielen Details immer noch unklar. Nur zu 70 Prozent ist das ursprüngliche Schiff erhalten, und so bleiben Fragen offen: Wie endeten zum Beispiel Bug und Heck? Mit einem glatten, geraden Abschluss oder in einem geschwungenen Steven? Womit schützten die Wikinger ihr Unterwasserschiff vor Holzwürmern? Und woraus wanden sie ihre Tauen?

Für Nielsen eine Detektivarbeit. Seit mehr als drei Jahrzehnten bringt der Chef der Bootswerft unser Wissen über Wikingerschiffe voran und muss dabei immer wieder alte Überzeugungen über Bord



Stachelsporen (um 1250)

Foto Kunsthistorisches Museum Wien

Fortsetzung von Seite 63

Geht's noch ein bisschen echter?

Denn tatsächlich ist das, was man heute in der Sainte Chapelle in Paris sieht, nicht die ursprüngliche, Mitte des 13. Jahrhunderts gebaute Kirche. Im 17. Jahrhundert brannte sie komplett aus und stand fast zweihundert Jahre als Ruine herum. Mehr als die Hälfte der heutigen Bausubstanz – Dach, Skulpturen, ein Teil der Glasfenster – stammt aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, als die Kirche von einem visionären Architekten in einer damals komplett neuen und aufsehenerregenden Form restauriert wurde, nämlich farbig. Was die Touristin heute sieht, hat nur zum kleineren Teil etwas mit einem französischen König des 13. Jahrhunderts zu tun, mit Kreuzzug und Reliquien und mit „dem“ Mittelalter. Mindestens ebenso sehr ist der Ort geprägt von der katholischen Reaktion auf die Verwüstung der Französischen Revolution, von ästhetischen Debatten des neunzehnten Jahrhunderts und vor allem vom Massentourismus des zwanzigsten, der ja erst aus einer Kirche eine touristische Sehenswürdigkeit voller fotografierender Menschen gemacht hat. Das gilt vermutlich auch für die Berichterstatterin, die genervte Historikerin – was macht die eigentlich in der Sainte Chapelle?

Der ideale König (um 1230) stammt aus Italien.

Foto Metropolitan Museum



Und die Lektion aus der wechselhaften Geschichte des Mittelalters als Sehnsuchts- und Gegenbild der Moderne? Sie kann knapp ausfallen: Auseinandersetzungen um die Meta-Erzählungen, die den Umgang mit Geschichte prägen, sind nichts Neues. Mit religiösen Inanspruchnahmen der Vergangenheit herumschlagen mussten sich schon die Historiker des 17. und 18. Jahrhunderts. Um sich von den Polemiken zwischen katholischen und reformierten Theologen absetzen, erfanden sie gerade für das Mittelalter neue Techniken des Umgangs mit historischen Texten, nämlich kritische Editionen und Fußnoten. Die Vereinnahmung des Mittelalters als nationaler Ursprung im 19. und 20. Jahrhundert hat dann die Historiker herausgefordert, diesen auf den ersten Blick so verlockenden Montagen von „passendem“ Material Instrumente entgegenzusetzen, mit denen sich die Abstammungserzählungen untersuchen ließen. So entstehen neue Forschungsgegenstände und neue Methoden – nämlich unfreiwillig.

Die armen Ritter der Mediävistik haben heute gar keine andere Wahl, als sich mit den künstlichen historischen Welten der Unterhaltungsindustrie und des Tou-

rismus zu befassen. Und zwar einfach deswegen, weil sie da sind. Wissenschaft ist kein unvermischter „reiner“ Bereich inmitten einer korruptierten Welt – übrigens selbst ein religiöses Erzählmuster. Wieso soll denn das ausgerechnet für die Wissenschaft vom Mittelalter nicht gelten?

Schon ein kurzer Blick auf all den wunderbaren Stauerfkitsch des 19. Jahrhunderts lehrt, dass Rekonstruktionen nicht unbedingt weniger interessant sind als Rekonstruierte. Die Frage nach dem Echten am Mittelalter bringt denjenigen, der sie stellt, nicht ins 11., 13. oder 15. Jahrhundert zurück, sondern an einen Ort in seiner eigenen Gegenwart. Und der ist vom Gewöhnlichen bestimmt, vom Vertrauten, Alltäglichen, Banalen im Jahr 2010 – Marketing, Businessplan, Standortförderung, Erzählungen, Bilder und Inszenierungen vom Mittelalter sind diesem Banalen so intensiv wie nur möglich verbunden: Weil sie das genaue Gegenteil zur Verfügung stellen sollen.

Der Autor, Jahrgang 1962, lehrt Geschichte des Mittelalters und der Renaissance an der Universität Luzern. Zuletzt erschienen von ihm im Verlag C. H. Beck die Bände „Der Schein der Person. Steckbrief, Ausweis und Kontrolle im Mittelalter“ und „Das Mittelalter hört nicht auf. Über historisches Erzählen“.